Weißes Haar.

Erzählung aus dem Theaterleben von R. v. Ziegler-Schwarz.

Das „Hotel zum schwarzen Bären" in H—berg hatte ein sogenanntes Herrenzimmer, in dem ein großer runder Tisch stand, auf dem Fritz, der Oberkellner, Vormittags um zehn und Nachmittags um sechs Uhr eine kleine Tafel aufpflanzte, auf der zu lesen stand: „Stammtisch."

An diesem Tisch saßen drei Herren, die sich in etwas erregter Weise über Theaterdinge unterhielten.

Als das Gespräch gerade eine ziemlich ernste Wendung zu nehmen schien, trat Theaterdirektor Friedhold ein und wurde auf der herzlichste von den drei „streitbaren Geistern" bewillkommnet.

Der Theaterdirektor war soeben mit seiner Gesellschaft in H—berg angekommen, und da er in den Mauern dieser Stadt ein gern gesehener Gast war — er besuchte H—berg bereits das siebente Mal — so hielt er es natürlich für seine Pflicht, dem „Oberhaupt" sofort seine Reverenz zu machen.

„Ich werde in diesem Jahre", sprach Friedhold, „Ihre kühnsten Erwartungen übertreffen — denn mein neuer Liebhaber — Syburg heißt er übrigens — stellt alles bisher Gesehene in den Schatten, und ich kann getrost und ohne anmaßend zu sein, behaupten: Kein Hoftheater hat auch nur annähernd eine solche Kraft zur Verfügung Selbstverständlich ist Syburg noch Anfänger — denn wäre das nicht, könnte er nicht bei mir engagirt sein — aber sein „Können" ist ganz eminent — phänomenal — und individuell in jeder Rolle; dabei wird er durch eine ungemein sympathische Persönlichkeit unterstützt — spricht mehrere Sprachen — und was ich durch Zufall erfahren — er soll einer altaristokratischen russischen Familie entstammen — entweder ein Graf oder vielleicht auch ein Fürst sein, den widrige Verhältnisse oder die höchste Begeisterung für die Kunst zum Theater getrieben haben."

„Auf den Wundermann bin ich wirklich neugierig," sagte etwas zweifelnd Bürgermeister Wanger „wenn nur nicht etwa ein Nihilist dahinter steckt."

„Noch nicht alles, meine Herren — der Mann wird noch interessanter," fuhr Friedhold fort, „wissen Sie, er hat trotz seiner 25 Jahre, die er zählt, volles dickgelocktes — schneeweißes Haar."

„Und doch nicht etwa rothe Augen?" fiel der Amtsrichter ein. „Pechschwarzen Schnurrbart und dunkle Augen," erwiderte der Theaterdirektor.

Am anderen Tage, an welchem die erste Vorstellung „Der Königsleutnant" gegeben wurde, erzählte man sich in der ganzen Stadt von dem schönen Liebhaber mit dem schneeweißen Haar — der sogar ein österreichischer Erzherzog sein und einer Schauspielerin wegen auf Rang, Namen und Vermögen verzichtet haben sollte.

Bürgermeister Wanger, nebst Frau und Tochter, saß in der ersten Reihe des Sperrsitzes, und letztere, ein reizendes Blondköpfchen von 18 Jahren, rückte in der Minute zehnmal unruhig auf dem Stuhle hin und her, so daß die gute Frau Bürgermeister anfing, nervös zu werden, und „Elschen" — so hieß das Töchterchen — Vorwürfe wegen ihres unruhigen Temperaments zu machen begann.

— — — — — — — — — — — —

Als um 2 Uhr Nachts der Nachtwächter an dem Hause des Bürgermeisters vorüber ging und noch immer Licht in Elschen's Zimmer sah, sagte er besorgt: „Schön Elschen wird doch nicht krank sein? Das wäre ja traurig!"

Und „Schön Elschen" war krank — liebeskrank — Der Pfeil des kleinen Liebesgottes saß so fest in ihrem Herzen daß sie kein Auge zuthun konnte während der langen Nacht.

Die braven H—berger waren wie aus dem Häuschen. Vergnügt schmunzelnd lief Friedhold umher, und wo er sich blicken ließ, machte man ihm Complimente wegen seines vortrefflichen Ensembles und seines genialen Helden. Seit drei Wochen war er im Orte, und das Theater machte die glänzendsten Geschäfte — nur bedauerteman den Liebhaber nie in der Kneipe zu sehen.

Verschiedene Einladungen angesehener Bürger hatte Syburg höflich abgelehnt mit der Begründung, daß er eine neue Rolle studirte. Da, eines Tages erhielt er einen Brief des Bürgermeisters Wänger, in welchem zu lesen stand, daß das Oberhaupt der Stadt, Herrn Syburg, zu einem Löffel Suppe einlade — und — der Eingeladene erschien.

Selten war es so lustig bei „Bürgermeisters" zugegangen wie heute.

Der „Schauspieler" war, wie man allgemein sagte, von einer entzückenden Laune. Nur einer schien ihm nicht sonderlich hold zu sein. Das war der Referendar und Staatsanwaltschaft-Substitut Dr. Murner; der wollte nicht mit einstimmen in den allgemeinen Jubel.

„In kleineren Städten treibt man gewöhnlich nicht Komödianten-Cultus — da ist man sonst mißtrauisch und, wie die Erfahrung lehrt — in den meisten Fällen nicht mit Unrecht," sagte er zu dem Amtsrichter Seemann.

„Na, hier in dem Falle besteht sicher eine Ausnahme, denn ich habe auch Menschenkenntniß und muß gestehen, der Mann ist mir auch äußerst sympathisch — seiner Bescheidenheit — eine seltene Tugend bei Schauspielern — und seines Wissens wegen. — Ich glaube sogar gehört zu haben daß er auch Philosophie studirt hat."

„Wir werden sehen, wer Recht behält," gab gereizt der Referendar zurück, dann schlängelte er sich langsam an Syburg und Fräulein Elschen heran.

Als Elschen den Referendar kommen sah, erhob sie sich und bat Syburg, mit ihr einen Rundgang zu machen.

Der Referendar Dr. Murner merkte die Absicht, knirschte vor Wuth mit den Zähnen und sagte für sich: „Warte, Komödiant — ich tränke dir es ein— mich kränkt man nicht ungestraft!"

„Ich fand es von unserem Apotheker abscheulich, Sie danach zu fragen, wie es kommt, daß Sie bei Ihrer Jugend weißes Haar haben," sagte Elschen zu ihrem Begleiter, „es war recht, daß Sie ihm keine Antwort gaben, Herr Syburg. Was kümmert es diesen neugierigen Menschen — was Sie schon im Leben erlitten haben. Ich sah es wohl, daß Ihnen seine Frage peinlich war."

„Das war es nicht allein mein gnädiges Fräulein," erwiderte Syburg, „denn es steht ja in meinem Belieben, die Antwort zu verweigern. Ich bin seit über zwei Jahren daran gewöhnt, nach der Ursache gefragt zu werden — also ziemlich abgekühlt dagegen."

„Und wenn ich Sie gefragt hätte," kam es zögernd von Elschens Munde, „würden Sie es mir gesagt haben?"

Er sah sie lange und schweigend an — dann sprach er: „Ihnen, mein gnädiges Fräulein — ja — aber nur Ihnen."

Dankbar blickte Elschen zu ihm auf.

„Natürlich nicht hier!" fiel sie schnell ein, „aber vielleicht treffen wir uns einmal zufällig auf dem Eise— oder im Schützenthal; Sie kennen doch unseren Stadtpark?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein! Meine Zeit erlaubte mir bisher leider wenig, Spaziergänge zu machen — von morgen ab gehe ich stets Nachmittags in den Park. Vielleicht sehen wir uns dort einmal — zufällig."

* * *

Am anderen Tage trafen sie sich dann auch zufällig. Und sie gingen in dem einsamen Park lange nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen — sie brauchten keine Worte, denn in ihren Herzen sprach es mit lauter Stimme — daß sie sich gefunden, daß sie sich liebten von dem ersten Augenblick an, da sie sich in die Augen geblickt.

Endlich erinnerte sie ihn mit zagenden Worten an sein Versprechen.

Und er begann zu erzählen. Von seiner Heimath in Rußland, von seiner Mutter, die ihn so zärtlich liebte, und dem Vater, der, obgleich Aristokrat und einer der reichsten Grundbesitzer, ihn mit äußerster Strenge erzog und ihm nur geringfügige Summen für das Studium aussetzte, während er den älteren Bruder, der das wilde Naturell des Vaters geerbt hatte, mit dem Gelde herumwerfen ließ. Wie dann eine arme Verwandte, die Heloise hieß, zu seinen Eltern ins Haus kam, als er das 20. Jahr erreicht hatte, und wie er während der Ferien so glücklich war in ihrer Nähe — bis der Bruder zurück kam aus Paris, wo dieser zwei Jahre in dulci jubilo gelebt hatte. Und mit einem Schlage war sie dann anders geworden — seit der Rückkehr des Erstgeborenen, des Erben, des späteren Besitzers aller Güter und des großen Vermögens. Aber er hatte es erst für eine Täuschung gehalten, bis er es einmal mit eigenen Augen gesehen, wie sie ihr blondes Köpfchen an die breite Brust des Bruders legte und seinen Kuß duldete. Wie er verzweifelt in den Wald gegangen, Tag für Tag, und sich vorgenommen, weit fort zu reisen — aber wie mit magischen Banden gefesselt zurückblieb, weil er es nicht zu ertragen geglaubt, daß er sie nicht mehr sehen sollte — nicht mehr ihre Stimme hören, die einst ihm Liebe geschworen und ihn dann verrathen des reichen Erben wegen. Dann, als er eines Tages auf die Jagd gegangen, habe er seinen Bruder im Walde im Kampf mit einem Wilddiebe getroffen und gesehen, wie der Wilderer dem Bruder das tödtliche Blei in die Brust sandte und davonlief. Wie er den Verbrecher verfolgt hatte, aber des großen Vorsprungs wegen ihn nicht erreichen konnte. Dann, als er zurückging und sich um den verwundeten Bruder bemühen wollte und sah — daß dieser todt war. Wie er nach Hause kam und dem Vater die Nachricht brachte — und dieser ihn erwürgen wollte—ihm zurief: „Du hast ihn getödtet, Bube — du — des Erbes wegen!"

Das alles erzählte Syburg so schlicht und einfach. Und das blonde Mädchen an seiner Seite lauschte auf jedes seiner Worte.

„Aber," fuhr er fort, „als der eigene Vater mich in Ketten legen ließ und mich des Mordes anklagte, da empörte sich mein Innerstes, da vergaß ich die Bande des Blutes und schwor in jener Nacht, mich zu rächen für die mir angethane Schmach — für den fluchwürdigen Verdacht — den der eigene Vater gegen seinen Sohn ausgerufen! Was ich in jener Nacht gelitten, mein Fräulein — kann kein Mensch schildern!" Und mit thränenerstickter Stimme sprach er weiter: „Meine Mutter kam in das Verließ und brachte mir Geld und die Nachricht, daß ein Pferd gesattelt meiner in der Nähe harre. Ich mußte ihr schwören, mich zu retten und zu fliehen vor des Vaters Zorn — fliehen — ich, der ich unschuldig war. So irre ich unter fremdem Namen in der Welt umher — verkannt von dem eigenen Vater, nur mit dem Bewußtsein der Unschuld in der Brust. Es gelang mir an dem Tage meiner Flucht, die Grenze zu erreichen. In einem elenden Gasthof übernachtete ich, und als ich am anderen Morgen mein Gesicht im Spiegel erblickte, sah ich, daß mein Haar schneeweiß geworden war. — Das, mein gnädiges Fräulein, ist die Geschichte meines weißen Haares."

Elschen war von der Erzählung Syburgs tief erschüttert, und tröstend sprach sie: „Ihr Vater wird sein Unrecht einsehen." „Ich glaube an keine Gerechtigkeit mehr," erwiderte er bitter, „wenn einmal für Augenblicke ein Lichtstrahl in mein dunkles Dasein fällt, so geschieht es doch nur, um mir hinterher die grauenvolle Zukunft in desto trübseligeren Farben zu zeigen. Zum Beispiel: Ihre Theilnahme für mich. Glauben Sie mir, mein gnädiges Fräulein, ich weiß bestimmt, daß sie verschwindet, wenn Sie mich nicht mehr auf der Bühne sehen — wenn der „Schauspieler" die Szene verlassen hat."

Mit einem vorwurfsvollen Blick sah Elschen ihren Begleiter an. In Ihrem Inneren, da stürmte es gewaltig, daß sie hätte laut aufschreien mögen — und dann sagte sie: „Sie sind ungerecht, Herr Syburg, ich kann — ich werde Sie nie vergessen! Nie!"

Da zog er das bebende Kind an seine Brust und drückte heiße Küsse auf ihre rosigen Lippen.

* * *

Einige Tage später ging Syburg von seiner Wohnung nach dem Theater-Gebäude, um zu probiren. Auf dem Wege dahin traf er einen Postboten, der ihm ein Telegramm überreichte, das er hastig öffnete. Nachdem er es gelesen, lenkte er seine Schritte nach dem Haus des Bürgermeisters Wanger, mit dem er eine lange Unterredung hatte.

Elschen hatte Syburg kommen sehen, war in das Parterre geschlichen und machte vergebliche Horchversuche an dem Arbeitszimmer ihres Vaters. Und als sie dann die Mutter — die der Vater wohl jedenfalls telephonisch heruntergerufen hatte — auch eintreten sah — da lief es heiß und kalt über ihren Rücken. Gewiß hatte man „sie" gesehen — der Vater hatte Syburg kommen lassen, und alles war verrathen. Sie fühlte, wie ihr das Herz bis an den Hals schlug.

Die Thür, hinter der die drei conferirten, öffnete sich, und der Bürgermeister trat der Lauscherin entgegen.

„Gut, daß Du zur Stelle bist — komm einmal herein zu mir."

Wie eine arme Sünderin — den Blick zu Boden gesenkt, trat Elschen näher.

„Du kennst Herrn Syburg?"

„Ja, Papa."

„Weißt du, daß er ein Graf Wornar ist?"

„Nein, Papa."

„Der Herr Graf theilt mir soeben mit, daß er durch den Tod seines Vaters Erbe großer Rittergüter geworden ist — dem Theater Valet sagt und dich zur Frau begehrt."

„Ja, Papa."

„Was erwiderst du darauf?"

„Ja, Papa!" jubelte es laut von Elschens Lippen.

„Dann müssen wir also „ja" sagen?"

„Ach ja, Papa!" Und weil er doch schon weißes Haar hat, sorge nur dafür, daß er schnell heirathet — und daß morgen die Verlobungsanzeige in der Zeitung steht."

Alle Freunde des Bürgermeisters waren zur Hochzeit erschienen, nur der Referendar Murner hatte sich entschuldigen lassen — einer dringenden Reise wegen. Der ging nicht zur Hochzeit des „Komödianten" mit Elschen — weil er die Braut zu gern für sich genommen hätte.

Unerwünschte Zulage.

Als in Mecklenburg noch von Rechts wegen Prügel verabfolgt wurden, hatte der Geprügelte für jeden Hieb, den er erhielt, einen Schilling (6¼ Pfennig) zu entrichten. Nun geschah es in der kleinen Stadt F., daß einem Uebelthäter fünfzehn Hiebe zudiktirt waren. Als es aber nach vollzogener Exekution ans Bezahlen ging, verfügte der Delinquent nur über ein Achtgroschenstück (gleich 16 Schillinge). Endlich sprach der Richter: „Na, Slüter (Schließer), denn geben S' em noch en'n, denn stimmt de Reknung! So geschah es und jedem wurde sein Recht.

Ein praktischer Arzt.

Miß Ella (zur Freundin): „Denk' Dir nur, der Doktor, der mich in meiner Krankheit behandelte, kam noch ein paar Monate, als ich längst gesund war, um mir die Cour zu schneiden, und als ich seinen Heirathsantrag ablehnte, rechnete er mir jeden Besuch zu zwei Dollars."

Abgeblitzt.

Junger Herr: (im Park, zu einer auf einer Bank sitzenden jungen Dame siegesbewußt): „Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich hier ein wenig Platz nehme?"

Junge Dame: „O, setzen Sie sich nur .... Sie wollen wahrscheinlich auf Ihre Mama warten?"

Die erste Klientin.

Humoreske aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Kohut.

Dr. Karl v. Patvary, ein junger Rechtsanwalt in der Hauptstadt, weilte in seinem Bureau, und zwar in einer nicht weniger als rosigen Stimmung. Er hatte keine Clienten. Dazu ein nebliger, ungemüthlicher Herbsttag! Obschon Pavary bereits mehrere Stunden über seine Akten gebeugt saß, störte ihn Niemand in dieser beschaulichen Beschäftigung.

Es wurde allmählich Abend. Der junge Rechtsanwalt lehnte sich schließlich ermüdet und geärgert in seinen Lehnsessel zurück und überließ sich seinen Träumereien.

In seiner lebhaften Phantasie zogen Bilder aus alten schönen Zeiten vorüber, als es noch nicht so viele Advokaten gab und der Client für gewisse fette Prozesse seinem Vertreter nicht die üblichen geringfügigen Gebühren bezahlte, sondern mit den Hundert Gulden-Banknoten Honoraren nur so um sich warf. Er träumte von einer düsteren, hoffnungslosen Zukunft und wurde gepeinigt von dem Gedanken, daß infolge der Bestrebungen des Haager Friedenscongresses schließlich in der That der ewige Friede geschlossen werden könnte und alle Prozesse aufhören und die Advokaten Hungers sterben würden. Schaudervoll! Höchst schaudervoll!

Im Geiste hielt er ein flammendes Plaidoyer gegen das Schicksal, welches ihm gegenüber so hartherzig und grausam verfahre und ihm keine Gelegenheit bieten wolle, seine Rednergabe und seinen Scharfsinn als Vertheidiger zur Geltung zu bringen. Unmuthig sprang er von seinem Sessel auf und war eben im Begriffe, das Bureau zu verlassen, als an seine Thür geklopft wurde.

„Herein! Herein!" rief er aufgeregt.

Eine elegant gekleidete junge Frau trat ein, an der Hand ein kleines blondes Mädchen.

Patvary setzte sich schnell und nahm eine gar ernste Amtsmiene an. Er schien ganz in das Studium der vor ihm liegenden Akten vertieft zu sein.

„Habe ich die Ehre mit dem Herrn Doktor zu sprechen?"

Der Angeredete erhob sich und verbeugte sich tief. „Jawohl; womit kann ich Ihnen dienen?"

„O bitte, die Sache ist etwas umständlich."

(„Bravo, das fängt gut an!") „Bitte, nehmen Sie Platz."

„Ich danke, Herr Doktor. Mich sendet die Frau des Kanzleiraths Schmidt zu Ihnen; sie meint, daß ich mit meinem Kinde—"

Der Advokat verbeugte sich wieder. „Es scheint eine Vormundschaftssache zu sein", dachte er bei sich.

„Vor zwei Jahren, als mein seliger Mann starb —"

(„Aha, es ist eine Nachlaßsache! Prachtvoll!")

„Damals zeigte sich zum ersten Male das Uebel —"

„Das Uebel?" (Aha, gewiß ist der Nachlaß geringfügig.)

„So ist's, ich komme bald darauf."

„Also bitte."

„Es ist etwa ein halbes Jahr her, seitdem unbekannte Thäter das ländliche Besitzthum meines Onkels, des Gutsbesitzers Lorenz Kleinert angezündet haben."

„Unbekannte Thäter?" (Wie sollte es ein Criminalfall sein?)

„Wie gesagt, unbekannte Thäter; damals war auch mein Mädchen dabei —"

„Bei den Thätern?"

„Nicht doch, bei meinem Onkel; Sie müssen nämlich wissen, daß Herr Kleinert zu jener Zeit mit den Bauern verwickelte Prozesse hatte; und die Bauern Sie wissen ja, wie diese Leute sind waren sehr erbittert und meinem Onkel aufsässig, und deshalb glaubte die ländliche Polizei, daß die Thäter unter ihnen zu finden seien. Damals hatte mein Onkel vielen Schaden, auch besaß er einige Schulden, sodaß er bald darauf gezwungen war —"

„Den Conturs zu erklären?" (Ich sehe schon, es ist eine Conkurssache!)

„So ist's, Herr Doktor, jetzt konnte das Kind nicht —"

„Sie als der natürliche und gesetzliche Vormund der Kleinen."

„Jawohl, ich brachte das Kind vom Onkel zurück und gab es in eine Pension. Schon vorher war die Kleine sehr nervös, aber dort in dem Institut brach das Nervenleiden besonders heftig aus; fortwährend zankte sie sich mit den Pensionärinnen, und kürzlich, denken Sie sich nur — aber verzeihen Sie, Herr Doktor, ich sehe, daß ich viel zu viel erzähle; muß ich Ihnen denn alles sagen?"

„Alles, meine Gnädige, ich muß die Angelegenheit gründlich kennen lernen, wenn ich für Sie thätig sein soll."

„Eine Pensionsgenossin wurde kürzlich von meiner kleinen Ilona hier fürchterlich zerkratzt."

„Aber, ich bitte, zur Sache."

„Pardon, wir sind gleich dabei. Damals kam die Pensions-Vorsteherin zu mir und sagte mir —"

„Aber ich muß bitten."

„Nur noch ein Wort Herr Doktor, ich bin gleich fertig. Also die Direktorin sagte mir: Hören Sie mal, Ihr Töchterchen ist krank, sehr krank; denn sie ist außerordentlich nervös; auch hat sie augenscheinlich ein veraltetes Kopfübel, was mein Institutsarzt darauf zurückführt, daß sie unbändig schreit, ferner hat sie ein ganz abscheuliches Leiden. Um des Himmels Willen, fragte ich erschrocken, es wird doch kein ernstliches Leiden sein? O, es ist sehr ernst, erwiderte die Dame, das Kind ist entsetzlich, ich möchte beinahe sagen, krankhaft und unnatürlich naschhaft, was, wie mein Arzt behauptet, sehr schlimme Folgen für den Magen der Kleinen haben kann. Sie müssen das Mädchen unbedingt aus meinem Institut nehmen und es von einem geschickten Arzt behandeln lassen."

„Schön! Aber wie steht's mit der betreffenden Sache?"

„Wie, ist das noch nicht genug?"

„Ich meine, wie verhält es sich mit dem Prozeß, meine Gnädige?" (Die Frau spricht wohl in geistiger Verwirrung?)

„Welcher Prozeß? Ich habe Ihnen doch alles gesagt."

„Alles? Aber was kann ich in dieser Affaire thun?"

„Was sie thun können? Nun, ich dächte, Herr Doktor, daß Sie als Arzt am besten wissen müssen, wie man Magenkranke kurirt."

„Was? Als Arzt? Wie kommen Sie dazu? Ich bin ja gar kein Arzt."

„Nicht möglich! Sind Sie nicht der Doktor Fernau?"

„Allerdings bin ich ein Doktor, aber kein Doktor Fernau und auch kein Arzt; ich heiße Doktor Karl v. Patvary und bin Advokat. Doktor Fernau wohnt eine Treppe höher."

„Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?"

Der Advokat und die Klientin sahen sich wüthend an.

„Komm, liebes Lenchen," schrie die Dame, sich rasch vom Stuhl erhebend und zur Thür stürzend. Dann wandte sie sich um und rief dem Manne des Gesetzes empört die Worte zu:

„Meinen Sie wohl, ich hätte meine Zeit gestohlen?

Sprachs und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Vernichtet fiel Patvary in seinen Lehnsessel zurück und begann auf's Neue zu träumen. . .

Die Abwesenden sind da!

In seinem Heimgarten (Verlag von Leykam in Graz) schreibt Peter Rosegger: Vom Dichter Victor Hugo wird erzählt, daß an seiner Tafel, zu der er stets Freunde und gute Bekannte einzuladen pflegte, ein eichener Lehnsessel gestanden sei, auf den sich nie Jemand setzen durfte. Leer und still stand der Sessel da zwischen den übrigen besetzten Stühlen, und an der Lehne leuchtete die Inschrift: „Die Abwesenden sind da!" Ueber die „Marotte" des Dichters ist viel gespöttelt worden man hat sie dem „Aberglauben" zugeschrieben. Liegt nicht aber die wahre, die tiefe Bedeutung viel näher??? Wäre es nicht bei jedem Tische, in jeder Versammlung zweckmäßig daß solch' ein Sessel da stünde mit der Mahnung: „Die Abwesenden sind da!" — Vielleicht würde manches Wort der Bosheit, der Verleumdung, der Lieblosigkeit gegen Abwesende ungesprochen bleiben. Denn die Abwesenden sind wirklich da, sofern sie überhaupt noch leben, sie empfinden jedes böse Wort, jede gegen sie ausgestreute Lieblosigkeit, sie bekommen es zu fühlen, wenn nicht heute, so morgen. Denn so wie jedes Wort der Güte, der Liebe über Abwesende irgendwie, wenn auch nach vielen Wandlungen, segensreiche Früchte trägt, so kann auch das böse Wort, sobald es einmal ausgesprochen ist, nicht sterben. Wird es schon nicht immer gleich weiter gesagt, so ist es doch vorhanden. Es bleibt gleichsam in der Luft hängen oder schwebt dahin wie eine Giftzelle, bis sie der Richtige einathmet, in dem oder durch den sie Unheilstiftet. Alles, was wir Schlechtes über unsere abwesenden Mitmenschen sagen verdichtet sich allmählich zu irgend einer Form oder That und bringt Leid. Sie, die es angeht, sind gegenwärtig d. h. dem Leide nicht entrückt, das böse Reden bringen kann. Wer sich's schon so merken kann, daß über Leute, die abwesend sind so wenig Böses gesagt werden soll, als ob sie anwesend wären, die mögen sich getrost auf einen ihrer Speisetisch- oder Prunksessel schreiben lassen: „Die Abwesenden sind da!

Auch ein Emanzipationsfreund.

„Daß Sie Ihre Frau rauchen lassen, wundert mich sehr; finden Sie das anmuthig?"

„Nein — aber sie muß doch dabei zuweilen den Mund halten!"

Niederträchtig.

Neffe: „Warum ist denn Tante Sabine an ihrem Geburtstage so wüthend?"

Onkel: „Es hat ihr Jemand anonym eine Schnurrbartbinde zugesandt!"

Unverfroren.

Herr: „Gestern lahmten Sie auf dem linken und heute mit einem Mal auf dem rechten Bein?"

Bettler: „Ja, Herr, wer kann das den ganzen Tag auf einem Bein aushalten!"

Gänsebraten.

Vater (die Küche betretend, sieht seine Tochter mit verbundenem Arm und weinenden Augen am Herde hantiren): „Nanu? Was hast denn Du gemacht?"

Tochter: „Ich habe mir den Arm am Herde verbrannt, Papa!"

Vater: „Darum riecht's auch so nach Gänsebraten."

Der Trommler von Andschu.

Der Berliner Lokal-Anzeiger schreibt sein Kriegsberichterstatter aus Söul:

Von den japanischen Truppen läßt sich vorläufig wenig erzählen. Ihr Benehmen ist gut. Der Gesundheitszustand läßt zu wünschen übrig. Besonders zahlreich sind Erkältungen, namentlich Halskrankheiten. Auch sollen die nach dem Norden marschirten Truppen viele Fußkranke gehabt haben. Beim Ausschiffen zeigten sich die Leute flink und findig, jedem Winke gehorchend, in den Quartieren bescheiden und sittsam. Mit Vorbehalt sei die Erzählung von Koreanern wiedergegeben, daß sie sich in Pyöngjang zu Ausschreitungen hinreißen ließen, sobald die Europäer den Ort verlassen hatten. Auf dem Marsche sieht man ihre Bataillone sich schweigsam und in guter Haltung und Ordnung bewegen. Im Quartier singen sie alte Lieder, die uns selbst in der Uebersetzung unverständlich sind. Nur ein nach dem chinesischen Kriege entstandenes Lied erinnert an Soldatenlieder. Ich versuchte es ins Deutsche zu übertragen, so gut es jemand kann, der aus Mitgefühl mit den Herren Poeten ihnen nie ins Handwerk gepfuscht hat. Es heißt:

Der Trommler vom Andschu

Den Andschu zu durchwaten war
Sonst fröhlich Kinderspiel.
Doch heut schwillt Blut die Wellen klar.
Ein Eisenhagel fiel.

Die Trommel dröhnt. Durch Fluth und Blut
Geht's vorwärts Mann für Mann.
Es singt die Trommel frohgemuth;
Japaner drauf und dran.

Doch warum schweigt die Trommel jetzt
Und stöhnt dann leis und schwach?
Sie klagt, weil todtwund, blutbenetzt
Der Trommler sterbend lag.

Die bleichen Hände rühren noch
Erkaltend auch das Spiel.
Den Sturmmarsch schlägt die Trommel doch,
Ob auch der Trommler fiel.

Der Heimath fern die Trommel sang
Und doch von ihr gehört.
Ihr Klang ins Herz von Japan drang
Das seine Helden ehrt.

Dein Trommelruf Kam'rad erschallt
Auch heut auf Land und Meer.
Vierzig Millionen ruft er bald
Zum Kampf für Japans Ehr'!

Unverdaulich.

Nach Beendigung eines Gastmahls beim Minister des Auswärtigen in Rom, zu dem auch ein vornehmer Abessinier geladen worden war, nahm ein Diplomat, der neben demselben seinen Platz hatte, aus einer Schale einen der gewöhnlichen hölzernen Zahnstocher, und reichte dann die Schale höflichst seinem exotischen Nachbarn hin. Aber dieser wies sie lebhaft zurück, indem er sagte: „Nein, nein, mein Herr, ich danke sehr, ich habe schon zwei der sonderbaren Dinger gegessen und sie sitzen mir noch in der Kehle. Für mehr muß ich wirklich danken!"

Aus Plattdeutschland.

„Je, Vadder, det is nu min Brut!"
„Je—also det is se?"
„Je—det is se!"
„Ja—das bin ich, Herr Huber!"
„Hinnerk, die lat man loopen, die is Di ni treu: die Gans snakt ja — hochdütsch!"

Schulweisheit.

Lehrer: „Wer von Euch kann mir nun noch ein Wort nennen, daß sich steigern läßt? Niemand mehr?"

eDr kleine Huber: „Forsch, Herr Lehrer!"

Lehrer: „Forsch? Wie steigert sich denn das?"

Der kleine Huber: „Forsch, Herrter, Oberförschter."

Riesenglück.

„Mancher Mensch hat doch 'n dolles Jlück! Zum Beispiel meine Braut; erstens uralter Adel, zweitens der Vater 'n Millionär, und drittens kriegt sie mich zum Jatten."